

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 23 (2016)
Heft: 252

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Srečno pót!

TEXT: MONIKA SLAMANIG

Es rieselte neblig und ich bin Klagenfurt gefahren.

Gute Reise, gute Reise, sagt das
Vorderland.

Imajo lepo potovanje.

Die Reise war lang, sie dauerte fünfzig Jahre.

Želimo vam prijetno potavanje.

Zuletzt ist von den alten Geschichten nur Mirkas
Kirschbaum übrig, er duckt sich unter Zenzis Geister-
balken, krallt sich an Steinhäuten fest, die Blätter
grau vom Jahrhundertstaub, die Früchte verwildert.

Wer keine Geschichten hat, hat keine Seele.

Srečno pót!

Der Kellner in Innsbruck reicht zum Händetrocknen
die Serviette wie das Schweißstuch der Veronika.

Gebügelt und gestärkt, die Hände gefaltet.

Das hätte Mirka gefallen.

Der Bosnier erzählt von Bomben und Folter, Verrätern
und Prinzessinnen, von der Geliebten in Ljubljana
mit den Granatsplittern im Keller.

Alle träumen sie. Die Männer vom Krieg, die Frauen,
dass es bald vorüber sei.

Wenn es Krieg gab, gingen sie auf den Dachboden.

Mirka und die Mutter.

Immer war einer über ihnen, auf ihnen, ein Nazi,
Partisan oder sonst ein Bube, immer waren die Lasten
zu schwer, die Übermacht zu gross, die Apostel zu
klein. Über die Mädchen wird geschwiegen. Man ver-
schweigt, was verletzlich ist – und unbrauchbar.

Zwölf Apostel, drei kleine Engel und eine Depperte
mit Bauch. Man hätte ihn gern zum Verschwinden
gebracht, aber das ist eine Sünde.

Gospod usmili se.

Bald wird keiner mehr den verscharrten Kindern
nachweinen, unfertige Leiber in die Grube geworfen
hinter der Mauer, im Dunkel der Nacht.

Bald wird der letzte Mauerrest einstürzen.

Želim vam prijetno potavanje!

Ich bin zu müde, um zu weinen.

Zell am See. Pongau. Schwarzach St.Veit.

Die Klinik, wo einst ihr Sessel stand. Wo sie einst sass,
dumm und stumm.

Mirka dachte nicht in Bildern oder Worten, sie dachte
in Zehenlängen, bis es nicht mehr ging. Was sein
musste, kam zu ihr, der Bruder, der Jausenteller, der
Topf. Und das Kind. Das einzige Kind, das ein Ver-
brechen war und vor Verbrechen bewahrt blieb.

Der Pfad am Fluss. An der Salzach. An der Salzach.

Mirka war gegangen, als noch Zeit war und die Beine
noch trugen.

Hirntot für fünf Minuten, sprachtot für immer.

Man braucht nicht tausend Worte für ein Gefühl.

Es merkt eh niemand nichts.

Was sein muss, wird herausgebellt:

Wer nicht arbeitet, kriegt nichts zu fressen,
du Sau!

Schenkelklopfen, Lachgebrüll.

Die Oide hots kapiert.

Mirkas Kirschbaum nickt.

In den Tauern brennen die Wälder. Die Berge rotten
sich zusammen.

Fall on them, don't fall on me.

Dobrodošli!

Welcome to Carinthia!

Mellnitz-Oberfellach. Paternion. Puch.

Noch eine Stunde bis K.

Villach an der Drau.

Die Drava, die Drava.

Ein Kreuzzug von Autobahnen.

Wir bauen für Sie –
Wirtschaftlich, sicher, schnell.

Alpe-Adria.

Vrbsko jezero. Der Wörthersee.

Zugepflastert auch er.

Alles wie überall.

Ein Storch im Stoppelfeld kündigt ein Versprechen an.
Es bleibt leer.

Ein Storch in zehn Tagen, neun Nächten, ein gelber
Mond, ein rotes Grablicht im Schlosspark. Die Stille
hallt lange nach.

Es gibt nichts zu lachen in Klagenfurt, also lachst du.
Du lachst dich der Glan entlang, wenn die Burschen-
schaft das Feld geräumt hat, das Stampfen von Stiefeln
und Stimmen verhallt ist.

Kärntnerland. Mein Heimatland.

Du lachst dich schief in der buckligen Welt,
im Kreisel nachts, in einer Raum- und Zeitlücke.

Rundherum im Kreis herum.

Die Strasse führt rechts nach Slowenien, links nach
Sankt Irgendwo.

Die Karawanken wanken.

Auf der Saualpe krachts.

Der Kirschbaum steht noch.

Die alten Häuser noch die alten Strassen
noch, die alten Freunde aber sind
nicht mehr.

Ein- und untergegangen. Sang- und klanglos.

Mirka nicht. Mirka ging laut und sitzend.

Nach zwanzig Uhr steht in Klagenfurt alles still.

Die Stadtbusse haben Nachtbetrieb.

Die Kirchen bleiben eh den ganzen Tag zu.

Da kannst du schauen, wo du bleibst.

Am besten zu Hause.

Wo das denn sei, fragen das Herz und die Füße.

Keine Antwort.

Du läufst und läufst.

Mit wunden Haxen und Augen wie ein Mondkalb.

Zum türkischen Wirt am Heldenplatz.

Zum Löwen mit der Mörsergranate am
Gefallenendenkmal.

Zum Haček und zum Spar.

Da-Da-Da.

Da der grüne Lindwurm.

Da die Billa, Kika, Cinecity, Café del Sol und Kirchenwirt.

Da die Herren Direktor, Doktor, Magister, Landrat.

Die Gnädigen, die Schnapsnasen, Depperten und
Spinnerten.

Graupen und Grammeln und Leichen im Keller.

Die toten Sonntage.

Das schwere Herz.

Da die Tankstelle Kröll mit den frischen Semmeln von
Frau Lieselotte, auch sonntags.

Da der lustige Hans vom Wörthersee.

Da die traurigen Dichterinnen:

Die Bachmann, Ingeborg
Die Lavant, Christine
Die Faschinger, Lilian
Die Haderlap, Maja.

Und der Handke, Peter.

Da. Fast alle gegangen.

Tot oder weg, weit weg.

Der Winkler, Josef ist noch da.

Wenn man ein Land so hasst, muss man bleiben.

Da der Zentralfriedhof.

Die Gräber der zu früh Geborenen.

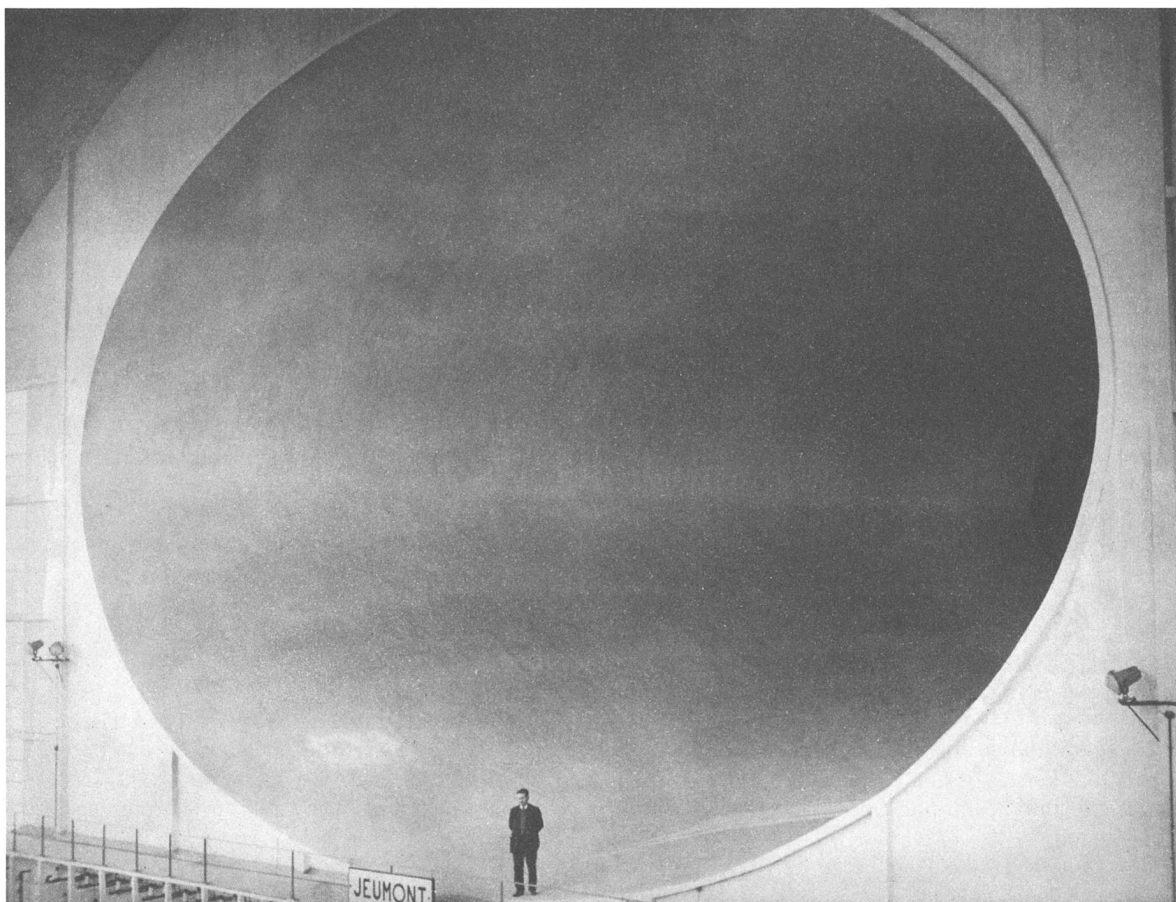
Ein köstlich Grab für Mirkas Kinder.

Želim vam prijetno potavanje.

Am Ende weiss niemand mehr, wo Mirkas
Kirschbaum stand.

Monika Slamanig, 1963, ist Autorin in St.Gallen und Trogen.
Zuletzt erschien im März 2015 ihr Roman *Durstland* in der
Edition Literatur Ostschweiz. Sie hat ein Artist-in-Residence-
Stipendium von Appenzell Ausserrhoden erhalten für ein
Buchprojekt mit Schwerpunkt in Kärnten. Der hier publizierte
Text ist in der Vorbereitung dieses Aufenthalts entstanden.

Arbeit am Eindruck



Wind Tunnel in Chalais Meudon, 1935, Silber-Gelatine-Abzug, in der Ausstellung «Enigma» im Fotomuseum Winterthur. (Bild: NYT Photo)

Die «Annabelle» hatte eine Zeit lang eine Bildrubrik, in der Aufsichtspersonen von Museen mit einem Exponat abgebildet waren. «Das Lieblingswerk» hiess sie, was das Verhältnis zwischen abgebildeter Person und Objekt aufs Erste hinreichend klärte. Ein diesen Aufnahmen ähnliches Bild, nur rund hundert Jahre älter, ist derzeit im Fotomuseum Winterthur zu sehen. Es handelt sich um eine anonyme Stereoaufnahme eines jungen Mannes. Dieser trägt Uniform samt leicht verdrehtem Käppi. Sein Blick ist auf den Schädel eines elefantenartigen Tieres gerichtet, der neben ihm auf einer Kommode steht und dessen einen Stosszahn er mit seiner linken Hand locker umfasst. Entstanden, mehr weiss auch der Begleittext nicht, ist die Aufnahme um 1910.

Der Wärter und sein Schädel liesse sich mit den Bildern der Schweizer Illustrierten problemlos in eine Serie stellen, wobei sich Fragen ergeben: Haben die Museumsangestellten tatsächlich so etwas wie ein favorisiertes Ausstellungsstück? Was bringt das Personal dazu, aus ihrem professionell-routinierten Verhältnis zu ihren Gegenständen in ein affektives zu treten? Der Fotograf, der das Bild komponiert und sein Gegenüber angeleitet hat? Das «Mediensystem»? – Hurra! Verrat! Alles fake!

Diese Fragen liessen sich auch anhand der Ausstellung «Enigma» stellen, die noch bis zum 14. Februar im Fotomuseum läuft. Doch sie will etwas anderes. Die Exponate stammen aus der Sammlung des französischen Fotohistorikers Michel Frizot, der die Ausstellung auch kuratierte. Er hat die Bilder über Jahrzehnte auf Flohmärkten und aus anderen privaten Quellen zusammengetragen. Sie haben also nicht den Stallgeruch von Museen, Sammlungen oder Archiven, keinen Stammbaum sozusagen, sondern vielmehr anonyme, unbekannte und vergessene Urheber, Profis und

Amateure gleichermaßen. Damit ist ein programmatisches Anliegen verknüpft: Indem weder künstlerische Präention noch historische Vorzeichen gegeben seien, würde sich der fotografische Akt in ihnen besonders deutlich zeigen. Mit anderen Worten sieht Frizot in den Aufnahmen Bilder, die «fotografischer» sind als andere.

Jedenfalls unterstreicht die Ausstellung, dass das Repertoire fotografischer Darstellungsweisen in unscheinbarer, «populärer» Praxis gleichermaßen Rückhalt hat wie in künstlerischen, wissenschaftlichen oder dokumentarischen Zusammenhängen. Mit ihrem Anspruch schreibt die Ausstellung zudem einen Topos der (französischen) Fotografiethorie fort. Von Philippe Dubois, der einen Übergriff der Diskurse auf die Bilder monierte und vom «Schraubstock der Sprache» sprach, wurde er auf prägnante Formeln gebracht. Dass die Aufnahmen, bevor sie im Museum zu hängen kamen, in andere Kontexte eingelassen waren, steht ausser Frage. Der Clou ist, dass diese nicht verlässlich zu rekonstruieren sind. Was bleibt, ist die Rätselhaftigkeit der Abbildungen. In ihnen trifft sich eine Unterbestimmtheit des Sujets mit der Unbekanntheit der Urheber. Dies erlaubt uns, die visuelle Aufmerksamkeit, anstatt sie an Vorgaben abzumessen, auf die eigene Sinnproduktion zurückzuspielen. Der Lohn ist wohl nicht gerade die freie Sicht auf die Natur der Fotografie, aber phantastische Eindrücke einer Vergangenheit, die bis in die Anfänge der Fotografie in den 1860er-Jahre zurückreichen.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.

Being Toggenbourgoise

Die erste Adventszeit im neuen Haus ist geschafft. Nachdem ich Weihnachten die letzten siebenunddreissig Jahre meines Lebens im Thurgau verbracht habe (sehr protestantisch, geordnet, hochanständig, wenig Alkohol, wirklich alles in Massen), bin ich nun vollends im Toggenburg angekommen. Hier ist irgendwie alles festlicher. Und ehrlicher, was die Lust aufs Zusammensein betrifft.

Im Sommer treffen wir Städtli-Leute uns im Sommerbeizli. Auch wenn man sich nicht kennt – oder noch nicht kennt –, setzt man sich zusammen, redet miteinander oder steigt in ein bereits laufendes Gespräch ein. Niemand, der es nicht will, braucht hier alleine zu sein. Und im Winter? Wir führen im Städtli die Tradition des Adventsfensters fort. Nicht nur Private, sondern auch die Museen und viele Geschäftsleute machen mit. Das Städtli lebt, pulsiert und trotz als Gemeinschaft der Kälte. Man besucht sich gegenseitig in der kalten Jahreszeit. Es gibt Glühwein. Selbstgebackene Guetzi. Und vor allem: gute Gespräche.

In meinem Städtli wird regelmässig gefeiert, auch (oder besonders?) im Winter. Die Einweihung der Weihnachtsbeleuchtung und des Christbaums wurden von vielen Einwohnern besucht. Der Glühweinstand ist zu einem wichtigen Treffpunkt geworden und ersetzt das sommerliche Feierabend-Bier mit heissem Prosecco und winterlichen Gewürzen.

Ich frage mich, woher diese Lebensfrohheit im Toggenburg kommt. Hat es vielleicht mit dem guten Wetter zu tun? Seit ich hier oben lebe, habe ich nur wenige Nebeltage erlebt. Das war im Thurgau ganz anders. Da herrschen zwischen Oktober und Februar gefühlte dreihundert Nebeltage, in denen man fast wahnsinnig vor Lichtmangel wird. In den Bergen ist man dem Himmel näher. Die Luft ist sauber. Es stinkt weder nach Zuckerrübenfabrik noch nach Schweinemästerei. Nein. Wenn ich hier tief einatme, rieche ich den Geruch von frisch geschnittenem Holz. Ob Weihnachtsbaum, Feuerholz für die gemütlichen Kachelöfen oder ein Lagerfeuer: Holz scheint das lebensspendende Element im Toggenburg zu sein. Den Runggelrüben jedenfalls weine ich keine Träne nach.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u. a. Demenz für Anfänger) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Wa nützt's

Appenzell Ausserrhoden streicht das Weiterbildungsangebot für Erwachsene am Berufsbildungszentrum Herisau. Aus Spargründen. 70'000 bis 100'000 Franken jährlich waren ungedeckt geblieben. Der Verein Weiterbildung Appenzeller Vorderland hat sich im November mangels Nachfrage aufgelöst. Das regt zum Nachdenken an.

«Es war einmal ein Mann», beginnt eine kleine Geschichte, aufgeschrieben von Walter Zuberbühler im Buch *Appenzellerland* mit Fotografien von Herbert Maeder, erschienen 1964 im Niggli-Verlag Teufen. «Es war einmal ein Mann, der fragte bei allem: «Wa nützt's?» Er hörte Musik und fragte: «Wa nützt's?» Er sah ein Bild und fragte: «Wa nützt's?» Man sprach von einem Buch, und er fragte: «Wa nützt's?» Seine Frau pflanzte Blumen, und er fragte: «Wa nützt's?» Er bekam ein Geschenk und fragte: «Wa nützt's?» Er sah zum gestirnten Abendhimmel empor und fragte: «Wa nützt's?» Er ging an einer Kirche vorbei und fragte: «Wa nützt's?» Er schickte seinen Sohn in die Schule und fragte: «Wa nützt's?» Als der Sohn dort aber rechnen lernte wie ein Rechenmeister, da rief er: «Da nützt!» und rechnete mit seinem Sohn, bis er starb.»

Auf der Agenda des Weiterbildungsprogramms standen unter anderem Sprachen, Fotografie, Grafik, Kunst, Kultur und Persönlichkeitsbildung. «Wa nützt's?» Zu all diesen Themen finde ich im Internet Tutorials, auf YouTube Videos, auf dem Handy eine App. Ich brauche niemanden, der mir das beibringen muss. Ich kann Geld sparen, wenn ich nicht Kurse buchen muss. Man kann Geld sparen, wenn man das nicht anbieten muss.

Aber, so rebelliert es in mir, was sind wir für eine Gesellschaft, in der fast diskussionslos klar ist, was nützt und was nichts nützt. Was sagt es über uns aus, wenn wir Angebote streichen, die Plattformen bieten, um gemeinsam etwas Neues zu entdecken? Wenn wir für interessierte und neugierige Menschen unterschiedlicher Herkunft keine Anreize mehr schaffen, sich zu treffen, um gemeinsam etwas zu erarbeiten und ein kreatives geistiges Klima zu pflegen? Sind nicht gerade Begegnungen von Menschen und eine gute Bildung Grundpfeiler unserer Kultur? Unter Anleitung in die Geheimnisse der Fotografie eingeführt werden, miteinander im Museum Kunst betrachten und sich darüber austauschen, gemeinsam ein Buch lesen oder erkennen, dass der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir mich als Menschen vielleicht auch relativieren – das sind, mindestens in meinem Verständnis dessen, was unsere Gesellschaft ausmacht, Errungenschaften unserer Kultur, die wir keinesfalls einer kurzfristigen Nutzen- oder temporär geringen Nachfrage opfern dürfen.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Hoptsach, da Fahna bleibt

Die Gemeinderäte von Marbach und Rebstein überlegen sich gerade, was eine Fusion bedeuten würde – sie rechnen Szenarien durch mit neuen Steuerfüssen und geringeren Schulden, aber den wichtigsten Wert können sie unmöglich kalkulieren. Emotionen lassen sich nicht abschätzen. Wenn das nur so einfach wäre.

Seit den Siebzigerjahren verschwanden in der Schweiz 700 Gemeinden durch Zusammenschlüsse. Jedes Mal ging die Rechnung der Gemeinderäte am Ende auf, immer aber musste sich die Fusion auch wie eine Auflösung anfühlen – zumindest für die kleinere der Gemeinden.

Ich wuchs in Marbach auf, 2000 Einwohner, viele Einfamilienhäuschen, wenig Industrie. Und ich ging in Rebstein in die Oberstufe, 4500 Einwohner, viele Einfamilienhäuschen, ein bisschen mehr Industrie. In der Schule hielten uns die Rebsteiner manchmal vor, dass die Oberstufe *Rebstein-Marbach* und nicht *Marbach-Rebstein* hiess. Wir fühlten uns dann herausgefordert.

Die Feuerwehren hatten da längst fusioniert, das Gebilde nennt sich heute Feuerwehr *Rebstein-Marbach*, die Raiffeisenbanken auch. Die Bank führt die umgekehrte Version im Namen, *Marbach-Rebstein*, das ist wichtig. Und seit ein paar Jahren arbeiten auch die Bauämter zusammen, allerdings von einem Werkhof in Rebstein aus, mit einem Rebsteiner Chef, der, so sagt man das in Marbach, die Gesetze viel enger auslegt als nötig.

In diesem Herbst führten die Gemeinden Info-Abende durch, es geht in diesen Tagen erst darum, eine Fusion überhaupt zu prüfen, aber die Lage ist ernst. Ein Mann vom Kanton zählte Fakten auf, er sprach über Einheitsgemeinden und Kantonsgelder, die zur Entschuldung zur Verfügung gestellt werden könnten. Der Gemeinderat schrieb dann: «Die Gemeinderäte von Marbach und Rebstein haben beschlossen, die Grundsatzabstimmung über die Einleitung eines Vereinigungsverfahrens am 5. Juni 2016 durchzuführen.» Und die Mitteilung las sich wie ein Versuch, die Brisanz der Fusion an einem Maximum an Umständlichkeit ersticken zu lassen.

Am Apéro nach dem Info-Abend sprachen meine Marbacher Bekannten nicht über Zahlen, sondern über die Arbeit des zusammengesetzten Bauamts. In der Nacht postete ein Freund von mir auf Facebook das Marbacher Gemeindewappen und schrieb: «Hoptsach, da Fahna bleibt». Zustimmende Kommentare, 13 Personen gefällt das. Gegen Gefühle kommt niemand an.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der Basler Zeitung. Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Oerlikon.

Integriert dank Arbeit



Mehr als zwei Jahre ist es jetzt her, seit ich meine Ausbildung bei der Textilfirma Sefar AG begonnen habe. Ich erinnere mich noch gut ans Schnuppern und an die ersten Arbeitstage. Diese waren ziemlich streng und ich hatte Mühe, acht Stunden lang im Stehen zu arbeiten. Nach kurzer Zeit habe ich mich aber daran gewöhnt und heute ist es völlig normal.

Die Sefar produziert Präzisionsgewebe und ist weltweit führend in den Bereichen Siebdruck und Filtration. Das Unternehmen beschäftigt über 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Schweiz, weltweit sind es über 2200. Mein Lehrbetrieb ist in Thal stationiert.

Da es in Eritrea keine beruflichen Perspektiven gibt, musste ich mir die einzelnen Berufe in der Schweiz zuerst einmal anschauen und einige Male schnuppern, um zu erfahren, was es für Möglichkeiten gibt. Textiltechnologie war nicht unbedingt der Beruf, den ich um jeden Preis lernen wollte. Da die Sefar aber von allen Schnupperbetrieben der interessanteste war, entschied ich mich, es in der Textilbranche zu versuchen.

Diese Ausbildung war der Schlüssel zu meiner Integration in der Schweiz. Da ich meine Tage grösstenteils in der Textilfachschule in Zürich oder bei der Arbeit in Thal verbringe, habe ich die deutsche Sprache schon nach kurzer Zeit beherrscht. Und weil meine Schulkameraden aus allen möglichen Kantonen der Schweiz kommen, lernte ich rasch auch die verschiedenen Dialekte zu verstehen.

Mein Leben ist durch die Arbeitswelt nicht nur vielseitiger geworden, ich kenne mich mittlerweile auch ziemlich gut aus in der Schweiz – geografisch und auch gesellschaftlich. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen: Integration gelingt nur dann, wenn die Leute arbeiten können und ausgebildet werden, nicht beim Schlafen und Essen.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht derzeit eine Ausbildung zum Textiltechnologen.